

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 36 (1946)  
**Heft:** 41

**Artikel:** Operation  
**Autor:** Malander, Ruth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649364>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

Es schien Schwester Martha, als habe sie seit langer Zeit keine so unruhige Nacht mehr verlebt. Die Glocke rief öfters als sonst, und auf ihrem Rundgang traf sie viele Patienten schlaflos an. Freilich, es war eine ausserordentlich schwüle, dunkle Nacht. Ein Gewitter schien im Anzug zu sein, und kurze Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die dämmerigen Korridore.

Schwester Martha war müde. Die Haube, die sie in aller Eile vor Antritt der Nachtwache aufgesetzt hatte, wollte nicht sitzen, und eine Strähne grauer Haare fiel ihr immer wieder in die Stirn. Sie setzte sich wieder zu ihrem Lämpchen und nahm die Strickarbeit vor. Eine Weile herrschte Ruhe. Das Haus versank in lautlose Stille. Nur die Nadeln in ihren Händen klirrten leise. Schwester Martha hatte Zeit ihres Lebens unzählige Nächte durchwacht. Sie kannte sie alle und wusste: keine war wie die andere. Es gab friedliche, gute, ruhige, und es gab stürmische, aufregende, mit Arbeit angefüllte Nächte; es gab solche wie diese, erfüllt von unerklärlicher Unruhe und drückender Schwere, voll Ungewissheit und Dunkel, in denen die Patienten unruhig und das Pflegepersonal müde war.

Vom Türmchen her schlug die Glocke ein Uhr. Schwester Martha erhob sich, um ihre zweite Runde anzutreten. Ihre leisen Schritte gingen von Zimmer zu Zimmer; überall öffnete sie geräuschlos die Tür und warf einen prüfenden Blick in den Raum.

Plötzlich blieb sie lauschend stehen. Am Ende des Korridors hörte sie auf der Treppe leise Schritte, und es war, als bliebe jemand auf dem untersten Absatz zögernd stehen. Rasch ging sie dem Korridor entlang auf die Gestalt zu, aber als sie näher kam, sah sie, dass niemand da war. War Schwester Margrit vom oberen Stockwerk vorbeigegangen? Brauchte sie vielleicht etwas? Nun, sie wusste ja, wo sie zu finden war.

Die Schwester setzte ihre Runde fort und war schon in der Mitte des langen

Korridors angelangt, als sie zu ihrer Verwunderung bemerkte, dass die Tür von Nummer fünfundfünfzig halb offenstand. Wie war das möglich? Nummer fünfundfünfzig war vor kurzem operiert worden, und es stand nicht in Frage, dass die Patientin die Tür selbst geöffnet hatte. Hatte sie sie selbst auf ihrem letzten Rundgang offen gelassen? Sie konnte sich nicht erinnern. Leise trat sie in die Oeffnung und horchte.

Das Zimmer war dunkel und ruhig, aber irgend etwas gefiel Schwester Martha nicht. In langen Jahren hatte sie ein Gefühl für die Atmosphäre eines Krankenzimmers erhalten. Sie spürte es, ob ein Raum von Schmerzen erfüllt oder in die Stille einer Bewusstlosigkeit getaucht war. Sie erkannte von ferne den ruhigen Schlaf eines Genesenden, und mehr als einmal war sie des Morgens in der Tür eines Zimmers gestanden und hatte plötzlich die Eiskälte des Todes von drinnen gefühlt. Die Stille in diesem Raum beunruhigte sie. Sie war seltsam starr, und etwas Fremdes, Lebloses lag in ihr.

Schwester Martha zögerte einen Augenblick, dann trat sie ein und hob mit einer schnellen Bewegung ihr Nachtlicht hoch. Entsetzt tat sie ein paar Schritte zum Schalter und machte Licht.

Das Bett war leer.

Das Zimmer war leer.

\*

«Aber das ist doch ganz unmöglich!» sagte Doktor Bütikofer, der Chefarzt des Bezirksspitals Breitbach, schon zum zweitenmal in den Apparat hinein. «Sie müssen sich irren, Schwester. Einer der Aerzte wird die Kranke auf eine andere Abteilung gebracht haben.»

Er hörte wieder die aufgeregte Stimme der Schwester und konnte seinen Aerger kaum zurückhalten. Er selbst verliess nach einer bösen Magenstimmung zum erstenmal seit drei Tagen das Bett. Und es war doch immer dasselbe. Man hatte kaum seinem Arbeitsfeld den Rücken gekehrt, so kamen Ungenauigkeiten vor.

«Wann haben Sie die erste Runde gemacht, Schwester? — Um elf Uhr, sagen Sie? — Und Sie sind sicher, dass die Patientin damals auf Nummer fünfundfünfzig war? — Wie? — Sie sprachen noch mit ihr? — Also gut, Schwester, ich komme. Lassen Sie mir die Türe öffnen, bitte.»

Doktor Bütikofer wohnte in dem kleinen Hause, das für den leitenden Chef in unmittelbarer Nähe des Spitals erbaut worden war. Er kleidete sich an und ging durch die dunklen Anlagen auf das Hauptgebäude zu. Im Gehen grübelte er darüber nach, war diese Nummer fünfundfünfzig eigentlich war. Eine Neue, ja, er erinnerte sich jetzt. Sie war an dem Tage gekommen, an dem er sich zu Bett gelegt hatte, ein junges Mädchen, oder war es eine junge Frau? — Akuter Blinddarm. Normaler Verlauf.

Trotz der heissen Nächte fröstelte er, und auch ihm legte sich die unheimliche Schwüle der Nacht schwer auf die Brust. Ich sollte noch nicht aufstehen, dachte er, doch zwang er sich zu seinem gewohnten energischen Gang. Nummer fünfundfünfzig lag im ersten Stockwerk, wo Schwester Martha mit dem Lämpchen in der Hand mitten im Korridor stand. Sie machte einen seltsamen aufgeschreckten Eindruck, wie er die ruhige und besonnene Schwester selten gesehen hatte. Aus Nummer fünfundfünfzig fiel ein heller Lichtschein auf den Korridor.

Man sah dem Raume an, dass etwas nicht stimmte. Kissen lagen am Boden, das Bett war zerwühlt und schien in Eile aufgedeckt worden zu sein. Die Türen des Schranke standen offen.

Doktor Bütikofer schüttelte leicht den Kopf. Es war vorschriftsmässig geschlossen.

«Sie haben gar nichts bemerkt, Schwester? Es war niemand bei der Patientin? Es war überhaupt niemand auf der Abteilung, seit Sie die Wache antraten?»

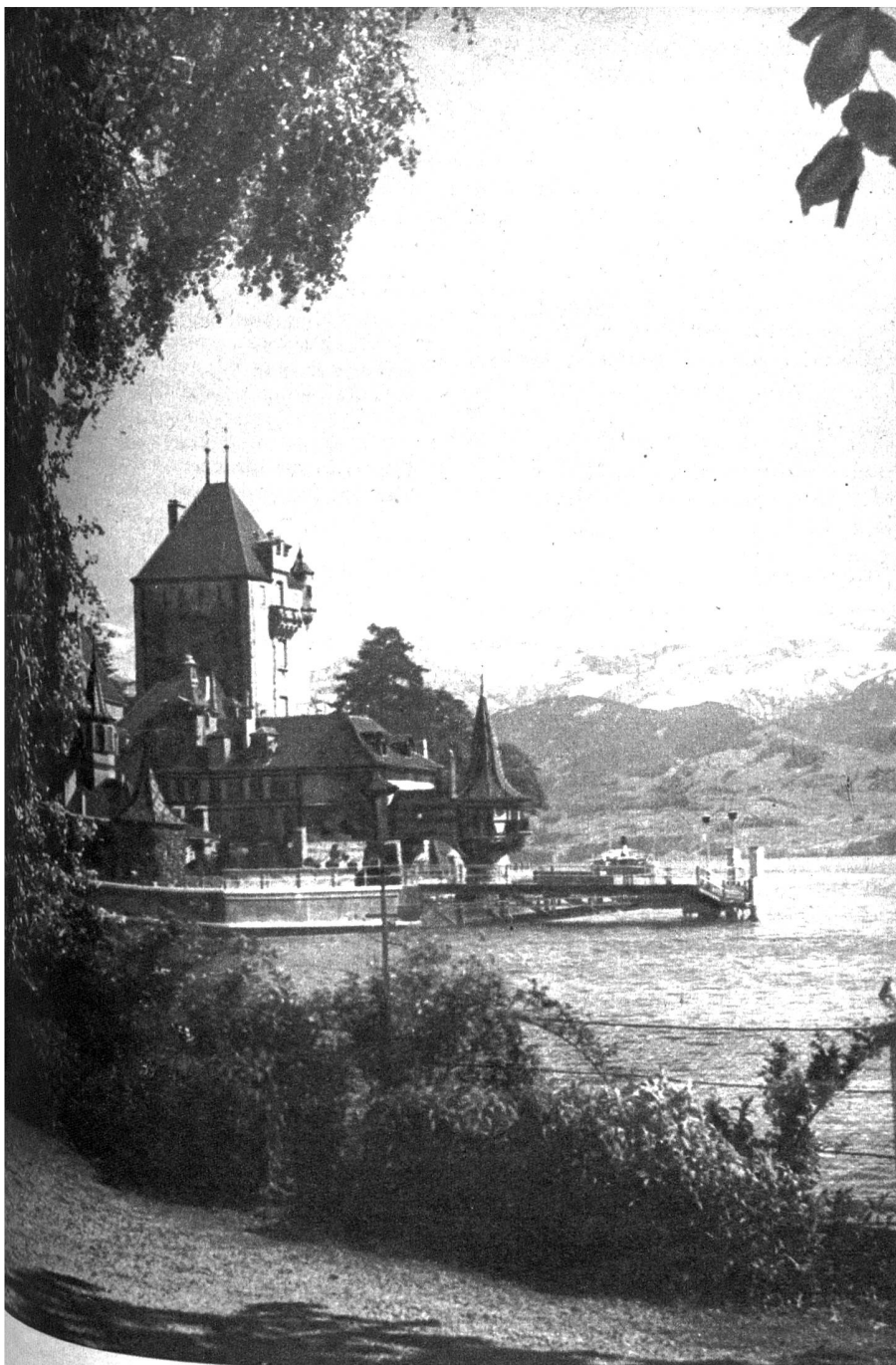
«Wie ich Ihnen sagte, Herr Doktor. Fräulein Stadler bat mich um elf Uhr um ein Schafpulver. Ich brachte es ihr an dieses Bett. Ich war immer hier, Herr Doktor.»

Dr. Bütikofer stand eine Zeitlang unbeweglich da, sein Blick ging über die Schwester hin zu den dunklen Fenstern. Dann fragte er, und in seiner Stimme lag wieder die gewohnte Ruhe: «Und wer hat die Dame behandelt, Schwester?»

Schwester Martha sah ihn an. «Doktor Richard», sagte sie langsam.

\*

Die Zimmer der beiden Assistenten waren im obersten Stockwerk nach dem Westen hin gelegen. Abends, wenn die



Schloss Oberhofen am Thunersee

Sonne am Jura unterging, fielen goldene Strahlen in ihre hintersten Winkel und machten sie hell und gemütlich. Nachts, bei elektrischem Licht, unterchieden sie sich wenig von den Räumen der unteren Stockwerke, denn die weissen Spitalbetten, von exakten Schwesterhänden gestreckt, gaben dem Baum trotz des Teppichs und den weissen Polsterstühlen unfehlbar das Aussehen eines Krankenzimmers.

Dr. Baumann lag in einem unruhigen Halbschlummer und fühlte, dass das Schlafpulver, das er eingenommen hatte, nicht wirkte, wohl aber machte es seine Glieder bleiern schwer. Hinter seinen geschlossenen Lidern zogen viele flüchtige Bilder vorbei. Sie glichen den Bildern eines Films, der sich unaufhörlich abrollt, nur dass er das Kino

nicht verlassen, den Film nicht abstellen konnte. Er konnte die Bilder auch nicht halten, sie kamen und flohen, und hatte er endlich das eine, das er haben wollte, eingefangen, so stürzten gleich zehn oder zwanzig andere auf ihn ein.

Das eine, das er haben wollte — — Maria. Jener Tag am See. Das war nun gerade ein Jahr her. Er sah sich in Zürich, Assistent der Anstalt Steinberg, inmitten interessanter wissenschaftlicher Arbeiten. Jener Tag am See — ein Sonntag, heiss wie heute. Aber das hatte er damals nicht gefühlt. Maria — — Er sah sie vor sich, wie sie im leichten Sommerkleid am Teetisch ihm gegenüber sass. Das Orchester spielte einen jener Walzer, die an einem Teekonzert unerlässlich sind, leicht, zärt-

lich, belebend — Wasser glitzerte — Möven kreisten — und Marias Stimme, damals noch in ihrer ganzen Frische, voll Jugend und Entzücken — — Und Marias Haare. Ihre Augen — —

«Schau, Max», sagte ihre Stimme zu ihm, «du wolltest doch heute nicht an solche Dinge denken. Wir wollten doch fröhlich sein zusammen. Du bist immer so schwer. Kannst du nicht heute, mir zuliebe — —»

«Du bist so schwer.» Ja, das war vielleicht die Schuld daran, dass alles so kommen musste. Er war eckig, er war schwer, er war unbeholfen. Und Maria war leicht, sie freute sich, sie wartete auf all die herrlichen Dinge, die das Leben ihr schenken würde.

Neunzehn Jahre war sie damals. Die Sonne schien, das Orchester spielte. War es ein Sonntag oder waren es viele, viele Sonntage gewesen, dass sie so beieinander gesessen? Marias Hand nahm die Krumen vom Tisch auf und streute sie den Spätzchen hin. Sie kamen ganz nahe. Marias Augen blickten zärtlich auf die kleinen Vögel. Sie bat um eine Zigarette. Ihre Augen, durch den Rauch geheimnisvoll verschleiert, blickten zu ihm hin. Sie stand auf. Sie gingen dem See entlang. Ihr Mund plauderte. Und sein Herz war erfüllt von heissem Glück.

Jener Tag — jener glückliche Tag.

Ein neues Bild dann. Sie standen vor der Haustüre und verabschiedeten sich. Die Fenster des Hauses blickten schwarz auf sie herunter.

Dr. Baumann warf sich leise stöhnend auf die andere Seite. Er sah und sah, Bild um Bild — —

Das Klopfen an seiner Tür überhörte er zuerst ganz.

Dann fuhr er auf. Schwester Rosmaries Stimme sagte durch die Tür, dass er doch bitte sofort in das Ordinationszimmer des Chefs kommen möchte. Er begriff schwer. Ein Notfall?

Nein, aber er möchte doch gleich kommen.

Er schlüpfte in Hemd und Hose, warf seinen Aerztekittel über und ging hinunter.

Noch auf der Treppe rollte der Film.

Seltsamerweise sah er plötzlich Marias Handtasche vor sich, so nahe, als läge sie vor ihm. Vorn waren zwei silberne Buchstaben aufgenagelt. M. S. stand da. Und drinnen lagen alle die kleinen Dinge, denen er sonst so verständnislos gegenübergestanden hatte und die er jetzt liebte, weil sie zu Maria gehörten, ja, ein Teil von ihr waren. Der kleine Geldbeutel, dieselbe Farbe wie die Tasche, zwei Schlüssel, das silberne Döschen mit Hustenbonbons, ein roter Drehbleistift, der Lippenstift, die Puderdose — — Vor seiner Begegnung mit Maria hatte er nicht gewusst, was so eine Handtasche alles enthalten

konnte. Er hatte gearbeitet und noch-  
mal gearbeitet, war schön und  
schwer gewesen. Aber während dieser  
Bekanntheit mit Maria hatten diese  
dünnen kleinen Dinge allmählich  
wachsende Bedeutung angenommen.  
Sie wurden gebraucht, sie waren über-  
all mit dabei und spielten wichtige Rol-  
len. Und später gedachte er ihrer mit  
einer zärtlichen Freude. Ach ja, und  
ein Spiegelchen war darin, ein Spiegel-  
chen —

Die Aerzte und alle Schwestern stan-  
den im Zimmer; die Schwestern flüster-  
ten leise untereinander. Sein Kollege,  
Assistent Dr. Huber, teilte ihm halblaut  
mit, dass eine Patientin verschwunden  
sei. Der Chef stand am Schreibtisch  
und wartete.

Er hörte alles in einer Art Halb-  
traum und wusste kaum, welches das  
wirkliche Geschehen war, das hier oder  
das andere, das innere.

Er hörte die Fragen und hörte Dr.  
Richard antworten.

„Ja, er habe die Kranke heute be-  
sucht. Es war alles in Ordnung gewe-  
sen, sie hätte sich den Umständen ge-  
mäss wohlgefühlt. «Nein, kein Fieber,  
Herr Doktor. — Nein, Herr Doktor,  
auch keine Anzeichen einer geistigen  
Störung.» Er versuchte, den obersten  
Knopf seines Arztekittels endlich zu-  
zubringen. Seine Hände nestelten ner-  
vos an dem weissen Stoff. Wieder dok-  
tor Richards Stimme. «Wie meint der  
Herr Doktor? Nein, nein, das ist aus-  
geschlossen. Gehen konnte sie nicht.  
Sie ist doch vor zwei Tagen operiert  
worden!»

Schweigen.  
Fragende Blicke hin und her.  
Er hörte dann, dass das Haus ab-  
gesucht worden, Fenster und Türen  
verschlossen befunden, Fräulein Stad-  
ler aber nirgends zu finden gewesen  
sei. Schwester Martha hustete und  
strich eine Strähne grauer Haare aus  
der Haube. — Dass man die Polizei  
holen müsse. Ja, auch das. Und als letz-

tes sah er, wie der Chef den Herr ab-  
hob und eine Nummer einstellte. Sie  
konnten gehen.

Er ging über die Treppe.  
Sofort rollte wieder der Film. Sie  
warf sie hinaus in den See, und die  
weissen Vögel stürzten sich gierig dar-  
auf. Und später, am gleichen Abend,  
war auch das Hündchen gekommen. Er  
wusste nicht, warum er sich so deut-  
lich an dieses Hündchen erinnerte, ein  
kleines, rassloses Tierchen, mit gross-  
en, klagenden Augen. Maria liebte  
Tiere über alles, ihnen galt alle ihre  
Zuneigung, ihr grenzenloses Mitleid  
und Erbarmen. Ja, wenn er ehrlich  
war, sie liebte sie bis zur Schwäche.  
Sie vergass alles über ihnen, und wo sie  
hinkamen, fand sie eines der kleinen,  
hilflosen Geschöpfe, irgendein Hünd-  
chen, Kätzchen oder Vögelchen. Dann  
Tiere haben Instinkt für gute Men-  
schen und spüren genau, wo Liebe zu  
finden ist, Maria, mit ihrem vollen Her-  
zen, zog sie immer an. Wie sie ihn an-  
zog. Er ging auch hinter ihr her mit  
brennenden Augen — hatte sie viel-  
leicht auch Mitleid mit ihm? —

«Siehst du, Max, sagte sie mit ihrer  
zärtlichen Stimme zu ihm. Immer sagte  
sie: «Siehst du, Max, oder «Schau, Max,  
oder auch: Du verstehst doch, Max?»  
«Siehst du, Max», sagte sie. «Die ar-  
men Tiere müssen alles annehmen von  
uns Menschen. Kein einziges Wort kön-  
nen sie sagen, ob ihnen etwas weh tut,  
wie sie es gerne hätten oder sonst.  
Viele können nicht einmal schreien.  
Darum müssen wir gut zu ihnen sein,  
verstehst du?»

Damals hätte er gerne gesagt, die  
Menschen könnten auch nicht sagen,  
was sie gerne möchten, das Leben fragt  
sie auch nicht, und sie läufren auch  
nicht schreien. Aber welchen Sinn hatte  
es, Maria ihren jungen Glauben zu neh-  
men? Das würde das Leben für genug  
besorgen. Und es hatte es jetzt besorgt.  
Gründlich.

(Fortsetzung folgt)

„Es ist die Tragödie meines Lebens,  
dass ich die niedrigste und bedrückte  
Gefährt eines künftigen Sperlings bin,  
während in meinem Innern die Kräfte  
eines Adlers schlummern!“

Die Kräfte schüttelte über diesem Aus-  
druck gegenwärtiger Phantasie be-  
denklich den Kopf und antwortete:  
„Immerhin ist es besser so, als wenn  
es gar ungeteilt wäre: denn in der  
Gefährt eines Adlers und mit dem In-  
nern eines Sperlings wärst du ja erst  
recht ein Bild des Jammers.“

Peter Killian



### Der Sperling und die Krähe

Eines Tages begegneten sich ein Sper-  
ling und eine Krähe auf einem Heide-  
strauch.

„Kraften sie ein paar Worte des  
Böschungsgesprächs, und sich auf  
ein wenig über das Wetter unterhalten  
hatten, begann der Sperling unheim-  
lich zu prahlen, indem er rief:

## Der verpfändete Walzer

Der Hauswirt Huber vermag dem jungen  
Johann Strauss geradeswegs durch die Hope  
in den Geldbeutel zu verzaubern. Kein Wunder,  
wo der Musikus schon seit drei Monaten mit  
dem Mietzins bei ihm in Zahlung ist. So hoch  
hinaus aber geht des Hauswirts Talent nicht,  
um auch die göttlichen Schätze hinter Stirn  
und Augen seines Untermieters zu entdecken.  
Auf derlei Dinge versteht sich sein Weibchen,  
die blondbezippte Christel, weit besser.  
Herr Huber fordert eben rücksichtslos Be-  
zahlung der rückständigen Mietschuld. „Ich  
zahle euch auf Heller und Pfennig, betont  
heftig der junge Strauss. Das Stichwort  
sich der Alte. «Das hör' ich den zwanzigsten  
Monat lang. Aber ich hab' genug mit ihm.  
Da kann ich mein Zimmer gleich an Tags-  
bunden vermieten...» Mächtig ist ihm  
Johann in seine Melodien gefahren. Er  
schweigt betreten. Aufmunternd zupft ihm  
die Christel am Ärmel und schiebt sich zwischen  
die feindlichen Fronten.

„Wie kannst du so reden, Vater?« herrscht  
sie ihn vorwurfsvoll an. «Ich hab' eben Vor-  
schlag. Der Herr Strauss soll halt seinen  
nächsten Walzer an uns verpfänden. Da hilft  
doch eine Sicherheit in Händen, gell? Der  
Alte reißt seine Augen weit auf. So ein  
Dreiteufelmadel hat er da! Recht hat sie.  
Empfänden wird er den nächsten Walzer.  
«Und wenn die Wiener tanzen wollen, dann  
müssen's zahlen!« Guckend schielt sich die  
Alte aus der Stube und stösst beinah' mit  
einem andern Mann zusammen, der sich  
eben ansieht, ins Zimmer zu treten. «Geh  
Herr Hofmusikus!« grüsst die Christel dew-  
dieser läßt artig seinen Hut und lässt die  
Herrn Strauss wissen, dass seine Heibel, die  
Herr Erzerzog, für den heutigen Hofball  
von Strauss partout einen neuen Walzer  
haben wünsche.

„Nun ist guter Rat teuer. Ersten, erkläre  
der Strauss grimmig, sei noch gar kein Walzer  
da, und wenn einer vorhanden wär, dann tät  
er weder ihm, dem Strauss, noch dem Herrn  
Erzerzog gehören, sondern den Herrn Huber,  
dem er ihn verschrieben habe. Der Hofmusikus  
sperrt vor Staunen seinen Mund auf. Als ihm  
der Strauss die Sachlage beibringt. Das ist  
ihm noch nicht begegnet, dass einer einen  
Walzer verpfändet, den er noch nicht ge-  
schrieben hat. «Darüber muss ich erst mit  
dem Erzerzog reden», meint er, schwenkt  
seinen Hut vor der Christel und versucht  
einen Kratzfuß. Dem Strauss bleibt nicht  
anderes übrig, als sich am Piano setzen  
schanzen und seine Gedanken zu zwängen,  
das sie einen Walzer hergeben, den der  
Erzerzog dann für seinen Ball auslösen kann,  
wenn er will.

Schon am frühen Nachmittag schwenkt die  
Christel ihre Rücke danach. Sogar die Hof-  
musikus ältliche Beine beginnen empfindlich  
dabei zu wippen, obwohl sie in recht unvor-  
gnügelicher Absicht in Straussens Deckmantel  
einkehren. Seine Heibel befiehlt ihm zum  
seinem Hauswirt aus Schloss. Eine kleine  
Lektion sei wohl zu erwarten. Auf die Nach-  
richt hin verliert der Strauss alle Lustigkeit.  
Aber so leicht lässt sich die Christel nicht in  
Bockshorn jagen. «Ich hab's eingebracht, fo  
läßf's auch wieder aus, Johann!» verkündet  
sie tapfer. «Ich geh' mit aufs Schloss!»

Im Schloss hat man keine gute Meinung  
über den jungen Musikus. «Was treibst du  
für Geschäfte mit seiner Kunst?« herrscht ihn

## Hausgarten

Im Einverständnis mit der Redaktion  
wird ich während der Wintermonate  
einen Blumenkurs begeben. Da aber  
schon jetzt für die Blumen Wichtiges vor-  
zukunnen ist, will ich meiner verehrten  
«Kundschaft» einige zeitgemässe Anlei-  
tungen geben:

### Blumenzwiebeln

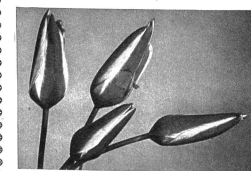
Sie sind die ersten Freudenpender im  
Frühjahr; sie sind es, die mit dem winter-  
lichen Blaugramm in unserer Seele auf-  
wärmen. Als erste grüssen uns die Schnee-  
glöcklein; wenn nötig durchbrechen sie  
sogar eine dünne Schneedecke und ver-  
künden die frohe Botschaft: «Es muss  
doch Frühling werden!» Beide sind hüb-  
sch; das gewöhnliche Galanthus nivalis und  
Lecyium, der Märzbecher. Gleich fol-  
gen die Crocus, vorab immer die gelben;  
aber auch die weissen, hell- und dunkel-  
blauen und die roten mögen es kaum er-  
warten, bis die Reihe an sie kommt.

Mit den Schneeglöcklein aber rivali-  
sieren seit einigen Jahren die Eranthis  
oder «Winterlinge», jene lieben gelben  
Blümlein, die dem Hahnenfuss ähnlich  
sind. Aber während noch die Crocus in  
voller Blütenpracht stehen, gucken schon  
die blauen Köpfchen des Scilla sibirica oder  
«Blauters» aus dem Boden hervor, als  
wollten sie sagen: «I bi de o da!» Und  
nun ist das Blühen nicht mehr aufzu-  
halten, und es entsteht eine Farbensinfonie  
sonderlichen: die Frühtulpen Vermilion  
brilliant (rot), Kaiserkrone (rot und gelb-  
gefleckt) und wie sie alle heissen; dann  
die späten, langstieligen Darwin-Tulpen  
in weiss, gelb und verschiedensten Rot  
bis zum tiefen, geheimnisvollen Dunkel; die  
Sorten Advance und Crater sind beson-  
ders entzückend. Sehr hübsch sind auch  
die Wildtulpen (Eichler und Clusiana) und  
die Papageientulpen.

Aber in die Tulpenpracht hinein leuchten  
in weiss, gelb und gemischten Farben  
mit einfachen und gefüllten Glocken die  
Narzissen, Sternblumen und April-  
glocken. Dann folgen Ranunkeln und Anem-  
omen usw.

Das alles kannst du im Frühjahr haben,  
wenn du diese Frühblüher im Oktober  
pflanzen lässt dir von einer Samenhand-  
lung einen Katalog geben und triffst dar-  
aus eine dir passende gute Auswahl. Lass  
dich ja nicht betören von direkten Ange-  
boten aus Holland, die dort gerne auch  
ihre weniger wertvollen Ware loskommen  
mühen; sie würden dir im Frühjahr  
wenig Freude machen. Nur erstklassiges  
Setzgut, wie es dir unsere bewährten  
Firmen bieten, garantiert dir vollen Er-  
folg. Auch hier gilt eben der altbewährte  
Spruch: «Was nicht viel choschtet, lacht nicht  
viel wärt!» Dort erhältst du auch eine  
Anleitung, die dir über alles nötige Aus-  
kunft gibt, vor allem auch darüber, wie  
man die Blumenzwiebeln steckt.

### Domen Tulpe



Narzisse

Frühblüher gibt es auch unter den  
Freitagsblühen

Auch sie machen uns viel Freude. Ich  
denke da an Doronicum (Genswurz, gelb),  
Daphne (Zylang, Seidelbast, ein rotblüh-  
endes, überaus fein riechendes Sträuchlein),  
Alyssum (gelb), arabis albidus (weiss), Iberis  
sempervivens (weiss), Hepatica triblora  
(weisses und rotes Leberblümchen), Au-  
brietia deltoidea (rot und blau), Phlox  
amoena, setacea, subulata) und wie sie  
alle heissen, seien es Einzelstängel, Hän-  
ger oder Polsterpflanzen zu Einfassungen.  
Sie und die Sommer- und Herbstblüher  
müssen jetzt gepflanzt werden. Auch für  
sie gilt: Wende dich an Spezialgeschäfte;  
dort erhältst du für gute Preise auch gute  
Ware. Am besten besuchst du ein solches,  
wenn die Stauden blühen; dann kannst du  
das bestellen, was dich persönlich wirk-  
lich freut.

Das gilt besonders auch für die  
Dahlien.  
An die musst du auch jetzt schon denken.  
Aus den unzähligen Hunderten, wenn  
nicht Tausenden von Sorten, kann nur  
nach Anschauung in einer unserer vor-  
bildlichen Dahlienzüchtereien eine be-  
friedigende Auswahl getroffen werden. Die  
Dahlie ist heute eine unübertroffene  
Prunkblume; an Farberreichtum kommt  
ihre keine nach. G. Roth

### Tulpen, Hyacinthen, Crocus

Auf Grund langjähriger Erfahrung haben wir  
unser Blumenwielbel-Sortiment zusammenge-  
stellt, weil wir unseren Kunden etwas Besseres,  
Schönes bieten wollen, zum Beispiel  
Hyacinthen, 1. Größe, 10 Stück Fr. 2.50  
Tulpen, einfache, niedrige, 10 Stück Fr. 2.80  
Tulpen, hohe, Darwin, 10 Stück Fr. 2.40  
Aprilglocken, gelbe, 10 Stück Fr. 4.00  
Crocus, gelbe, blaue, weisse, 25 Stück Fr. 3.—  
Schneeglöcklein, weiss, 25 Stück Fr. 3.25  
Interessanten erhalten unsere neue Sorten-  
liste gratis

**Samen-Hummel**  
Zeughausgasse 24, Bern.

Telephone 3 54 69